

## IX

Markus' Tante lachte lauthals, als ihr Neffe ihr zeigte, wie die Krücken zu benutzen waren. Es war schon eine ulkige Vorführung. Er hielt seinen Oberkörper vornüber gebeugt, damit seine Achselhöhlen auf den Krücken ruhen konnten, während er seinen „verletzten“ Fuß unbeholfen über dem Boden hielt.

„Sie sind zu kurz für dich.“ Ich schaute zu ihm auf, während ich den verstauchten Knöchel seiner Tante untersuchte. „Ich hab' sie nämlich für deine Tante gemacht.“

Ich bewarf ihn mit einem wattierten Stück Stoff und wandte mich wieder meiner Arbeit zu. Die Schwellung war ein wenig zurückgegangen, und der dunkel-violette Bluterguss hatte bereits begonnen, sich an den Rändern in einen scheußlich gelben Fleck zu verwandeln, was bedeutete, dass er abheilte. Ich verwendete ein paar von den extralangen Stoffstreifen, die ich von zu Hause mitgebracht hatte, um den Fuß zu bandagieren, damit Markus' Tante ihn nicht bewegen konnte.

„Fertig.“ Ich half ihr auf und schob die Krücken unter ihren Armen an die richtigen Stellen. Nach ein paar Minuten hatte sie heraus, wie sie zu benutzen waren.

„Du solltest heute wirklich noch mal vermeiden, mit dem Fuß aufzutreten. Morgen geht's dann wieder.“

„Danke“, sagte sie und humpelte auf mich zu. Sie klemmte die Krücken zwischen Oberarmen und Körper fest, sodass sie die Hände frei bekam, um damit mein Gesicht zu umfassen. Der Geruch von Zwiebeln entströmte ihren Fingern. „Gott möge dich segnen für das, was du für mich getan hast.“ Sie küsste erst meine eine Wange, dann die andere.

Markus nahm einen großen leeren Krug vom Boden auf. „Ich

hole dir ein bisschen frisches Wasser“, sagte er zu seiner Tante.

Dann nahmen wir beide von ihr Abschied. Draußen legte Markus seine Hand auf meinen Arm. „Auch ich danke dir“, sagte er. „Für deine Güte.“ Er drückte sanft meinen Arm, dann sah er zu Boden. „Du wärst ein guter Arzt.“

„Danke. Ich wollte später einmal Medizin studieren, aber ich bin nicht sicher, ob wir es uns noch leisten können.“ Seine Miene nahm einen verwirrten Ausdruck an, und ich wurde mir meines Fehlers bewusst. Rasch verbesserte ich meine Bemerkung. „Ich meine, wenn eine Frau ein Doktor werden könnte, würde ich das gerne werden. Mir gefällt es, Menschen zu helfen.“

Um von mir abzulenken, fragte ich ihn, welche Arbeit er gern tun würde – d.h. falls er nicht das Geschäft seines Vaters übernehmen musste. Er zuckte die Schultern.

„Du solltest deine Sprachkenntnisse nutzen“, schlug ich vor. „Wie viele Sprachen *sprichst* du?“

Er zählte sie an den Fingern seiner freien Hand ab. „Nun, Hebräisch und Aramäisch natürlich.“ Natürlich. Die heilige Sprache und die Umgangssprache der Juden. „Und Griechisch, das wir alle können dank Alexander, der uns erobert hat, bevor die Römer kamen.“ Seine Oberlippe kräuselte sich. „Und nun Latein, *wegen* der Römer.“ Das Kräuseln dehnte sich aus. „Dann noch Koptisch, ein paar Brocken Syrisch und ein paar persische Dialekte.“ Er hielt plötzlich inne und ließ die Hand sinken, mit der er gezählt hatte. Markus sah aus, als sei er selbst überrascht über seine Fähigkeiten. Dann zuckte er die Schultern. „Weißt du, nach Jerusalem kommen viele Besucher von weither. Ich habe einfach von den Leuten, mit denen Vater Geschäfte macht, ein bisschen die Sprachen gelernt.“

„Du könntest Dolmetscher werden. Oder Übersetzer für Urkunden“, schlug ich vor.

Seine Miene hellte sich auf und er nickte, während er darüber nachdachte. „Ja, das wäre...“ Seine Stimme verstummte, sein

Blick schweifte in die Ferne. Dann wurde er wieder ernst und schüttelte den Kopf. „Nein, das wäre Arbeit für einen Gelehrten. Und ich bin kein Gelehrter. Ich verstaue im Lagerraum die Waren, die mein Vater von den Händlern kauft. Ich lerne von ihm. Eines Tages wird dies mein Beruf sein.“

Er führte mich vom Haus fort und die Straße entlang zu einem breiten öffentlichen Platz. Am anderen Ende stand ein Mann vor einem Gebäude und hielt vor der Menge eine Rede, doch er war zu weit entfernt, als dass wir seine Worte hätten verstehen können. Römische Soldaten patrouillierten zu Fuß über den Platz. Das Metall ihrer Helme und Brustpanzer glänzte in der Morgensonne. Ein Pferd, das offenbar einem von ihnen gehörte, war an einem Pfosten am Rand des Platzes festgebunden.

„Seraphina, schau es dir an!“ Markus schoss davon, um sich das Tier näher anzusehen.

„Äh, ganz hübsch“, sagte ich, als ich ihn eingeholt hatte.

„Ich hab’ es schon in vollem Lauf gesehen. Es ist wirklich schnell.“ Er setzte den Krug ab, streichelte dem Pferd die Nase und kraulte es hinter den Kieferbacken. Jungs und Pferdestärken! Das Tier wieherte und schüttelte den Kopf, dass das mit Metallmedaillons besetzte Zaumzeug klirrte. Die beiden Soldaten am anderen Ende des Platzes schauten auf. Einer von ihnen legte die Hand auf den Griff des kurzen Schwertes an seiner Hüfte.

„Ich glaube, wir gehen besser“, drängte ich und zog Markus am Ärmel.

Markus winkte den Soldaten freundlich zu, nahm den Krug auf und rief etwas auf Latein zu den Männern hinüber. Sie entspannten sich lächelnd, und einer antwortete etwas.

„Was habt ihr denn gesprochen?“, fragte ich.

„Ich habe ihnen gesagt, ich würde das“, er hob den Krug auf seine Schulter, „gegen das Pferd eintauschen. Sie sagten: ‚Auch nicht, wenn er mit dem köstlichsten Wein oder dem kostbarsten Nardenöl gefüllt wäre!‘“

„Du hast eine Gabe“, sagte ich kopfschüttelnd.

Er wandte mir den Kopf zu, die Augenbrauen fragend hochgezogen.

„Du kannst gut mit Menschen umgehen. Und du bist gut in Sprachen. Das ist eine Gabe, weißt du.“

Er zuckte nur die Schultern und führte mich zu dem Brunnen in der Mitte des Platzes. „Ich habe meinen Eltern versprochen, ich würde rechtzeitig zurückkommen, um ihnen bei den Vorbereitungen für heute Abend zu helfen. Füllen wir also den Krug und bringen ihn zu meiner Tante zurück.“

Er ließ einen Eimer in den Brunnen hinunter und schüttete das Wasser bis zum Rand in sein Gefäß.

„Geh du voraus“, sagte ich. „Ich möchte noch schauen, ob Yeshua heute im Tempel ist.“

Markus kaute nachdenklich auf den Lippen. „Du bist sicher, dass dir nichts passieren wird?“

„Ja.“ Ich trug einen alten grauen Umhang, den ich wie eine Kapuze über meinen Kopf zog. Ich ließ die Ärmel weiter herunterhängen, sodass sie meine Hände vollständig bedeckten. „Keiner wird mich erkennen.“

Er rümpfte zweifelnd die Nase über mich.

„Ich werde nicht lange bleiben“, sagte ich. „Wenn du meine Mutter siehst, kannst du ihr das sagen.“

Markus presste den Krug gegen seine Schulter, dass das Wasser über den Rand schwappte und kehrte zum Haus seiner Tante zurück. Bevor er den Platz verließ, hielten ihn zwei Männer auf und fragten ihn etwas. Ich erkannte in ihnen die zwei Männer, die am Tag zuvor am Fußende meines Bettes gestanden hatten, als Jesus mich heilte. Einer war der junge Bursche, der andere der grobschlächtig wirkende Ältere. Ich war zu weit weg, um zu verstehen, was sie zu Markus sagten, doch Markus hörte ihnen eine Minute lang zu, nickte und winkte ihnen zu folgen. Und schon gingen sie davon. Markus schritt voran mit dem

Wasser. Aus dem Krug schwappten Wassertropfen und platschten auf den Boden, wo sie hinter dem Trio eine Spur von Spritzern auf dem staubigen Kopfsteinpflaster bildeten.

Ich schlenderte über den Platz dorthin, wo die Menge inzwischen angewachsen und die Stimme des Redners lauter geworden war. Ich schlängelte mich durch die schweißnassen Leute, wobei sich meine Nase unglücklicherweise auf gleicher Höhe mit viel zu vielen ungewaschenen Achselhöhlen bewegte. Der säuerliche Geruch von Schweiß und Schmutz brannte mir auf der Schleimhaut. Wuschen sich diese Leute denn *nie*?

Schließlich hatte ich die Vorderfront der Menge erreicht, die zu einem stämmigen Mann aufsaß, der sich über die Brüstung einer niedrigen Mauer lehnte, die um das Gebäude herumlief.

„... müssen wir uns selbst von dieser Pest in unserem Land befreien“, rief er aus.

Gemurmel durchlief die Menge, zusammen mit ein paar wenigen Hochrufen.

„Dies ist unser Land, nicht ihres. Wir brauchen sie nicht. Wir wollen sie hier nicht.“ Diese Worte riefen noch mehr Zustimmung hervor. „Der römische Abschaum muss fort!“

Die Menge tat lärmend ihre Zustimmung kund. Ich schaute mich um, um zu sehen, ob ich die Soldaten auf dem Platz entdecken konnte, doch ich vermochte vor lauter Menschen nichts zu erkennen. Der Mann neben mir hielt seine harten Hände vor den Mund und rief: „Sag es ihnen, Bar Abbas!“

Ich drehte mich zu ihm um. „Wer ist das? Wie hast du ihn genannt?“

„Bar Abbas“, sagte der Mann, ohne auch nur zu mir hinzublicken. „Yeshua Bar Abbas.“

Die Menschen in der Menge schubsten mich herum, als sie die Arme bewegten und die geballten Fäuste in die Luft stießen. Ich war wie betäubt und nahm kaum wahr, dass der Platz sich in einen Hexenkessel verwandelte. *Bar Abbas*. Den Namen hatte

ich mein ganzes Leben hindurch gehört, aber immer war er „Barabbas“ ausgesprochen worden, in einem Wort. Ich hatte immer gedacht, dass sei sein Vorname. Die ganze Zeit hatte ich mich geirrt.

Dann erinnerte ich mich daran, dass Markus meinen Bruder „Stephan Bar Samuel“ – Stephan, Sohn des Samuel – genannt hatte. Der Mann, der da vor mir stand und die Menge aufpeitschte, war „Bar Abbas“. *Bar* – „Sohn des“ – und *Abbas* – wie „Abba“ – so nannte Jesus seinen Vater. Und der Vorname dieses Mannes lautete ebenfalls Yeshua. Sein Vorname war Jesus und sein Beiname „Sohn des Vaters“. Er war also derjenige, den man anstelle von Jesus, dem Sohn des Vaters, freilassen würde.

„Ein Aufrührer“, flüsterte ich. So nannte ihn das Evangelium. Ich hatte zuvor nie verstanden, was das bedeutete. Doch in diesem Moment wurde es mir klar: Unruhestifter. Mit einem großen U.

Meine Augen waren auf sein Gesicht gerichtet, das von Wut verzerrt war. Aus seinen Augen flammte der Hass. Sein Mund spuckte giftige Worte aus zusammen mit Speicheltropfen.

„Sie vergewaltigen unser Land, unsere Frauen. Was wird als Nächstes geschehen? *Wer* wird das nächste Opfer sein?“, schrie er. „Du?“ Er zeigte auf eine Frau hinter mir. „Du?“ Er lehnte sich zu einem Mann herab, der neben mir stand. „Oder unsere Kinder?“

Er bewegte sich zu mir hin, bis er nur noch Zentimeter weit entfernt war, und bohrte seinen Blick in meinen. Sein heißer Atem streifte mein Gesicht. Er roch stark nach Gewürzen und Wein.

Seine leidenschaftliche Rede hatte die Menge aufgepeitscht. Mir war klar, dass die Dinge außer Kontrolle geraten würden – und das bald. Ich durfte das nicht zulassen. Ich musste etwas tun, *irgendetwas*, um die Flamme zu löschen, die er entfacht hatte.

„Bitte“, bat ich. Meine Stimme war zu leise, als dass er sie gehört hätte.

„Bitte, hör auf“, rief ich, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu richten. „Es gibt andere Wege. Friedliche Wege.“ Wenn ich vernünftig mit ihm reden könnte, wenn ich ihn davon überzeugen könnte, einfach ruhig nach Hause zu gehen, dann würde er nicht verhaftet werden. Pilatus könnte ihn nicht anstelle Jesu der Menge anbieten. Wenn es dazu kam. Morgen.

Er lachte über mich und richtete sich auf der Brüstung auf. „Pax Romana\*?“, schrie er. Er spuckte aus, und der Speichel landete neben meinen Sandalen. „Diese Art von Frieden wollen wir nicht!“

Die Menge jubelte bei seinen Worten. Er warf den Kopf zurück und stieß etwas aus, das wie ein Schlachtruf klang. Ein Mann in einer gestreiften Tunika schlängelte sich durch die Menge und blieb neben mir stehen. „Hör auf damit, Bar Abbas! Hör auf damit!“, rief er. „Du machst alles nur noch schlimmer.“

Bar Abbas grinste ihn höhnisch an, zog ein Messer aus der Scheide, die er sich umgegürtet hatte, und schwang es durch die Luft. „Sie machen alles noch schlimmer.“ Er zeigte mit dem Messer über die Köpfe der Menge hinweg auf die andere Seite des Platzes, dorthin, wo ich die römischen Soldaten gesehen hatte.

Der Mann an meiner Seite sprang neben Bar Abbas auf die Brüstung.

„NEIN!“

Alle drei schrien wir gleichzeitig auf: Bar Abbas, denn er wollte nicht herausgefordert werden; der Mann in der gestreiften Tunika, denn er wollte dem Irrsinn ein Ende bereiten; und ich, denn ich konnte das Messer in Bar Abbas Hand auf den Mann zuschnellen sehen.

Als der Mann in der gestreiften Tunika auf ihn zustürzte,

\* Römischer Friede: durch Unterwerfung unter die römische Herrschaft

schwung Bar Abbas das Messer, um ihn am weiteren Vordringen zu hindern. Da aber Bar Abbas das Messer so hoch hielt, drang die Klinge genau über des Mannes Tunika ins Fleisch ein. Ich sah, wie der Stahl grausig in seine Kehle fuhr, bis nur noch der Knauf zu sehen war. Die Messerspitze musste wohl bis zur Rückseite des Halses hindurchgedrungen sein, doch ich konnte es nicht erkennen, weil ich vor Grauen die Augen schloss.

Die Menge schrie und jubelte gleichzeitig. Ich öffnete wieder die Augen und geriet ins Schwanken, als Bar Abbas das Messer herauszog und Blut aus der Wunde quoll. Der Mann stürzte von der Brüstung und landete zu meinen Füßen. Sein Atem ging gurgelnd und pfeifend, und seine Augen verdrehten sich.

Ich konnte spüren, wie die Menge hinter mir in Bewegung geriet – ich vermutete, dass sich die römischen Soldaten einen Weg durch die Menschenansammlung bahnten. Die Luft war angefüllt mit Geschrei und Gestöße. Schneller als eine Schlange schoss Bar Abbas Hand hervor und packte mich am Ellbogen. Mein Umhang flog zur Seite, als er mich neben sich auf die Brüstung zerrte und mir dabei fast die Schulter ausrenkte. Er schlang seinen Arm um mich und hielt mich fest an seiner Seite. Mit der anderen Hand setzte er mir den Dolch an die Kehle und drückte die Spitze gegen meinen Unterkiefer.

„Zurück!“, schrie er.

Von diesem erhöhten Punkt aus konnte ich die beiden römischen Soldaten sehen. Sie waren schon auf halbem Wege durch die Menge und bahnten sich stoßend und drängend weiter den Weg auf uns zu. Als sie sahen, dass ich in Bar Abbas Gewalt war, hielten sie inne.

Was konnte ich nur sagen, um mich hier herauszubringen? Bei dem Versuch, diesen Irren am Töten zu hindern, hatte ich versagt. Und wenn er es einmal getan hatte, wer vermochte dann zu sagen, dass er es nicht noch einmal tun würde?

„Lass mich gehen“, flehte ich.



Statt einer Antwort verstärkte er seinen Griff.

„Ich bin ein Niemand“, sagte ich. Doch in Wirklichkeit wollte ich sagen, dass ich Ronni war, dass ich ganz und gar nicht in dieses Szenario passte, dass ich in eine andere Zeit weit, weit in der Zukunft gehörte. Ich zappelte, doch ich konnte mich nicht befreien. Bar Abbas stieß ein irres Lachen aus. Sein Gesichtsausdruck passte zu seinem Verhalten.

„Tu das nicht!“ Ich versuchte fest zu klingen, nicht verängstigt. „Lass mich gehen.“

Seine Augäpfel traten vor. „Warum sollte ich dich loslassen? Es wäre besser für dich, ich töte dich heute, als dass es der römische Abschaum morgen tut.“ Die Messerspitze drückte stärker, und ich stieß einen schrillen Schrei aus.

Ich bemühte mich, gleichmäßig zu atmen und meine Stimme ruhig klingen zu lassen. „Es ist noch nicht zu spät, das Richtige zu tun. Du hasst sie“, ich nickte in Richtung der Soldaten, „wegen der Art und Weise, wie sie dein Volk behandeln. Aber ist dir nicht klar, was sie mit *dir* machen werden, wenn du mir etwas antust? Nichts ist es wert, dafür zu sterben!“

Bar Abbas lachte. „Oh, doch. Einige Dinge *sind* es wert, dafür zu sterben. Das musst du noch lernen.“

„Aber wenn sie dich töten, dann werden sie gewinnen! Lass mich gehen und ich werde für dich sprechen. Du hattest nicht die *Absicht*, den Mann zu töten. Das werde ich ihnen sagen.“

Noch mehr Soldaten tauchten im Rücken der Menge auf, erkämpften sich den Durchgang, indem sie die Leute mit Geschrei und Stößen aus dem Weg trieben. Da gewahrte ich verschwommen etwas an den Rändern meines Blickfeldes: eine große schwarze Masse und einen roten Wirbel. Wie das Rattern eines Maschinengewehrs klapperten Hufschläge auf dem Pflaster. Sie kamen näher und näher. Und die dunkle Masse eines Pferdes schnellte auf mich zu. Ohne das Tier anzuhalten, riss mich der Reiter hinauf auf sein Ross und beförderte Bar

Abbas mit einem Fußtritt von der Brüstung. Das alles geschah in einer einzigen fließenden Bewegung. Ich saß im Damensitz auf dem Pferd. Doch eigentlich trug es gar keinen Sattel, nur eine bunte Decke. Und ich saß auch nicht wirklich. Mein Oberkörper lehnte gegen den Pferdehals, und ohne Sattelknopf, an dem ich mich hätte festhalten können, krallte ich meine Hände in die Mähne, um nicht hinunterzufallen.

Die Soldaten hatten die vordere Reihe der Menge erreicht. Mein Retter zügelte sein Pferd und ritt zu ihnen hinüber. „Nehmt den Mann gefangen!“, befahl er, als die Soldaten Bar Abbas gegen den Boden pressten.

Ich erkannte die Stimme. Es war Tabbys Dad. Ich schaute über meine Schulter. Seine Brust war mit einem Metallpanzer bedeckt. Ein karmesinroter Umhang war um eine Schulter gerafft. Er trug einen Metallhelm wie die übrigen Soldaten, jedoch mit einer Art Bürste aus roten Borsten darauf.

Ein anderer Soldat zu Pferd galoppierte heran und brachte sein Tier mit einem Zügelruck zum Stehen. „Centurio Longinus!“, sagte der Mann.

Tabbys Vater schlug sich mit der rechten Faust an die Brust, dass ein dumpfer Klang von Metall zu hören war. „Tribun!“

„Alles unter Kontrolle?“

„Jawohl, Tribun“, antwortete Mr. Long.

Die Soldaten schleiften Bar Abbas fort. Jemand bedeckte das Gesicht des Toten mit meinem Umhang, der neben ihm zu Boden gefallen war. Die Menge zerstreute sich rasch, offensichtlich hatten die Leute Angst, ebenfalls fortgeschleppt zu werden.

„Kennst du dieses Mädchen?“, fragte der Tribun und zeigte auf mich.

„Ja“, sagte Tabbys Vater.

„Dann bring sie in Sicherheit.“

Mr. Long schlug sich wiederum an die Brust. Dann trieb er

seinem Pferd die Hacken in die Weichen. Das Tier bäumte sich auf und schleuderte mich gegen die Brust des Centurio. Er hielt mich fest um die Hüfte gepackt. Seine kräftigen Unterarme glitzerten vor Schweiß. Die Muskeln spielten unter blonden, gekräuselten Haaren, die im Sonnenlicht leuchteten. Trotz der Wärme des Tages war mir kalt. Mein Magen krampfte sich zusammen, dass ich es bis in alle Glieder spürte. Mein Kinn zitterte unkontrollierbar, und die Gebäude begannen sich um mich herum zu drehen. Benommenheit und Schwindel fluteten über mich hinweg. Dunkelheit breitete sich von den Rändern her über mein Gesichtsfeld aus. Ich sackte vornüber. Dann wurde alles schwarz.